

Personen, sondern darum, diese als Ausdruck des gesellschaftlichen »Archives«, in dem die Regeln der Wissensbildung und der Praktiken einer Kultur festgelegt sind« (Bublitz 2011: 258), zu rekonstruieren.

4.2 Der ethnografische Forschungsstil

Subjektivierungsprozesse werden häufig mithilfe einer Verknüpfung aus diskurs- und biografieanalytischen Verfahren untersucht (exemplarisch Pfahl 2011; Spies/Tuider 2017), wobei die beiden methodischen Zugänge meist relativ unverbunden nebeneinander stehen, wie Marion Ott, Antje Langer und Kerstin Rabenstein (2012: 174-175) kritisieren. Aus dem bereits erörterten Forschungsinteresse dieser Studie und angesichts einiger Besonderheiten ihres Forschungsgegenstands in Verbindung mit den praxistheoretischen Vorannahmen ist ein ethnografischer Forschungsstil zielführend. Diese Besonderheiten formuliere ich im Folgenden anhand von vier Argumenten, die für ein ethnografisches Vorgehen sprechen: dem Vollzugsargument, dem Verkörperungsargument, dem Vermittlungsargument und dem Materialitätsargument.

Erstens betonen Praxistheorien, dass soziale Praktiken in ihrem *Vollzug* zu verstehen sind. Laut Reckwitz (2016: 72) ist sozialen Praktiken implizites Wissen inhärent, das nicht immer verbalisiert werden kann, sondern nur im praktischen Vollzug zutage tritt. Beispielsweise fällt es den meisten Menschen schwer, bestimmte körperliche Tätigkeiten und Handgriffe, die sie täglich ausführen, auf Nachfrage zu erklären. Befinden sie sich jedoch in der jeweiligen Situation, funktioniert die Tätigkeit routiniert und »wie von selbst«. Häufig wird für solche Tätigkeiten die Redewendung, etwas sei jemandem »in Fleisch und Blut übergegangen«, verwendet. Bei der Erhebung und Analyse der Daten geht es im Wesentlichen darum, die Wissensordnungen, die den jeweiligen Handlungen und Deutungen zugrunde liegen, zu rekonstruieren. Die erörterten praxeologischen Vorannahmen verdeutlichen, dass die öffentlichen Praktiken der Subjektivierung relevant sind und mit ausschließlich befragenden Instrumenten nur unzulänglich erfasst werden können. Diskursanalytische Verfahren, die meist mit vorgefundenen Materialien arbeiten, können Gefahr laufen, die praktische Seite der Subjektivierung zu vernachlässigen. Die Dynamik und die Kontextualität sozialer Praktiken sind in ihrem Vollzug und nicht in ihrer statischen Form zu untersuchen. Beobachtende Methoden ermöglichen es, diese Praktiken *in situ* »einzufangen«, auch wenn selbstverständlich nachträglich durch die Verschriftlichung eine Festschreibung dieser Praktiken erfolgt.

Zweitens bedeutet der Fokus auf den Vollzug sozialer Praktiken eine Privilegierung des *Körpers* über den *Geist*. Infolge dieser Privilegierung gilt praktisches Wissen in erster Linie als inkorporiert. Die Fokussierung verkörperter Praktiken gegenüber verbalisierten Erzählungen bietet für die vorliegende Studie den Vorteil,

dass beispielsweise Personen, die der Lautsprache nicht mächtig sind, nicht im Vorhinein aus der Erhebung ausgeschlossen werden. Gerade innerhalb der Personengruppe der Menschen mit Lernschwierigkeiten befinden sich Personen, die über eine eingeschränkte Sprach- und Abstraktionsfähigkeit³ verfügen und dadurch in der Forschung häufig ignoriert werden.

Aus diesem Grund ist es sinnvoll, in den jeweiligen Situationen die körperlichen Praktiken und die damit verbundenen Deutungen durch die handelnden Personen anstatt ausschließlich verbalisierte Erörterungen zu fokussieren. So liefern beispielsweise die Platzierung und der Gebrauch der Körper Auskunft über die Selbstverortung bzw. die Inszenierung der eigenen Person und ihrer Fähigkeiten. Durch die »präsentatorische Seite« (Schmidt 2013: 99) der Verkörperung kann die Platzierung des Körpers den Status einer Person im Vergleich zu einer anderen zeigen: Körper stellen durch ihre Positionierung im Raum und im Verhältnis zu anderen immer auch mehr als ihre reine Anwesenheit dar. Um jedoch diese Positionierungen einordnen zu können, müssen alle anwesenden Personen diese Darstellungen »lesen« können, das heißt, sie müssen die impliziten Verhaltenskodizes des jeweiligen Feldes kennen (vgl. Alkemeyer 2011: 55).

Drittens geschehen Anrufungen und der Umgang mit ihnen in sozialen Praktiken vermittelt: Subjektanalytische Studien, die programmatische Formen der Anrufung untersuchen, nutzen häufig Ratgeberliteratur als empirisches Material, da in diesen direkte Ansprachen genutzt werden, um das Verhalten und die Selbstverhältnisse von Subjekten zu lenken (z.B. Bröckling 2007). Anrufungen, die in der sozialen Praxis formuliert und angenommen werden, werden dagegen über verschiedene Instanzen vermittelt. Anrufungen werden durch andere Personen in Form von Ansprachen und Anweisungen, aber auch als Zurechtweisungen und Kritik formuliert (vgl. Alkemeyer 2013: 58), und zwar innerhalb symmetrischer wie auch innerhalb asymmetrischer Machtbeziehungen. Wenn beispielsweise ein Vorgesetzter eine arbeitende Person dazu anhält, schneller zu arbeiten, wird implizit die Anrufung, produktiv zu sein, an den Arbeitenden vermittelt.

-
- 3 Die mangelnden Abstraktionsfähigkeiten gehen meines Erachtens vor allem auf die spezifische Sozialisation der Personengruppe zurück. Selten werden sie dazu angehalten, eigene Meinungen und Wünsche zu formulieren oder das eigene Leben zu reflektieren. Hiermit ist ausdrücklich nicht gemeint, dass sie *grundsätzlich* nicht dazu in der Lage sind, sondern dass die spezifische Sozialisation in Sondereinrichtungen bzw. familiären Abhängigkeiten zu einem verringerten Reflexions- und Abstraktionsvermögen führen kann. Außerdem kann eine mangelnde Routine in der (sprachlichen) Vermittlung eigener Meinungen, Erlebnisse, Wünsche und Vorstellungen angenommen werden. Ein Beispiel aus der Forschung kann diese Annahme stützen: Monika Wagner-Willi (2001: 60) beschreibt, dass Gruppendiskussionen, die sie mit WfbM-Beschäftigten durchführte, im Durchschnitt wesentlich kürzer als vergleichbare Gruppendiskussionen mit nichtbehinderten Menschen waren.

Viertens werden diese relativ expliziten Formen von Anrufung durch »subtilere« Formen derselben wie Handlungsskripte alltäglicher (Arbeits-)Praktiken und Affordanzen materieller Konstellationen ergänzt (vgl. Thompson/Hoffarth 2013). Das heißt, dass *Materialitäten*, Dinge und räumliche Arrangements bestimmte Handlungsweisen und damit verbundene Selbstdeutungen nahelegen. Gleichzeitig spiegelt sich in Artefakten und der gebauten Umwelt eine normative Sicht auf den Menschen wider (vgl. Siebers 2009). Ein Beispiel: Die Architektur von Werkstätten ermöglicht die Einteilung der Beschäftigten in Arbeitsgruppen, die räumlich voneinander getrennt arbeiten. Diese Gruppen werden durch (in der Regel) nicht-behinderte Fachkräfte geleitet, welchen häufig ein eigener abgetrennter Bereich mit verschließbarer Tür zur Verfügung steht. Den behinderten Beschäftigten *per se* steht ein solcher Rückzugsraum nicht zur Verfügung, sondern sie halten sich im Arbeitsraum auf, den sie nur in den Pausen und nach Aufforderung oder Abmeldung bei den Fachkräften (z.B. für den Toilettengang) verlassen. Die Differenzkategorie Behinderung ist so implizit präsent und in die materielle Umgebung »eingelassen«. Konkret heißt das, dass der Aufenthaltsort einer Person im Raum einen Hinweis auf ihren Status geben kann. Auch diese Implikationen lassen sich am besten innerhalb eines ethnografischen Verfahrens untersuchen.

Aus diesen vier Argumenten leite ich ab, dass das Forschungsvorhaben sich am besten mithilfe eines ethnografischen Vorgehens untersuchen lässt. Im Vergleich zu einer Interviewstudie liegt der Fokus dabei weniger auf der Explikation des subjektiven Sinns einzelner Akteurinnen und Akteure, sondern mehr auf der Rekonstruktion subjektivierender Prozesse, die die theoretischen Implikationen des Vollzugs-, Verkörperungs-, Vermittlungs- und Materialitätsarguments berücksichtigen.

Ethnografie (wörtlich: Beschreibung von Völkern) bezeichnet »die relativ einfache, aber nicht voraussetzungslose Grundidee, Menschen in ihren situativen oder institutionellen Kontexten beim Vollzug ihrer Praktiken zu beobachten« (Breidenstein et al. 2013: 7). Ihr Ziel ist die »analytische Beschreibung fremder (oder eigener) sozialer Praktiken« (ebd.). Ihre zentrale, aber nicht einzige Methode ist die teilnehmende Beobachtung (vgl. ebd.). Die Betonung liegt dabei auf der »analytischen Beschreibung«, denn Ethnografie ist immer mehr als die bloße, (vermeintlich) objektive Beschreibung sozialer Praktiken und Interaktionen, nämlich ihre Analyse und Theoretisierung.

Laut Georg Breidenstein et al. (2013: 13) ging die moderne Ethnografie aus drei unterschiedlichen Forschungsrichtungen hervor: der »klassischen« Ethnologie, die sich im 19. Jahrhundert als Erforschung »fremder« Völker etablierte, der Soziologie der Chicago School, die ihre Hochphase im frühen 20. Jahrhundert hatte, sowie unterschiedlichen Ansätzen der Alltagssoziologie, wie etwa die von Alfred Schütz, Erving Goffman und Harold Garfinkel. Die drei Traditionen hatten einen auf das Entdecken neuer Erkenntnisse gerichteten Forschungsstil und die »Verwandlung

von Fremdem in Vertrautes und von Vertrautem in Befremdliches« (ebd.: 13) gemeinsam.

Um Zugang zu diesem »Fremden und Vertrauten« zu bekommen, zeichnen sich ethnografische Verfahren dadurch aus, dass sie Feldarbeit unternehmen und dabei verschiedene Formen der Datenerhebung kombinieren (vgl. Thomas 2019: 1). Durch die Offenheit der methodischen Verfahren und der daraus resultierenden Adaptierfähigkeit können Ethnografien, indem sie bei dem situierten Geschehen dabei sind, nicht nur regelmäßiges und regelgeleitetes Verhalten, sondern auch Brüche und Friktionen sichtbar machen. Die Ethnografie, die aus diesem Grund nicht als Methode, sondern als Forschungsstil bezeichnet wird, privilegiert so die soziale Praxis gegenüber scholastischem Erkennen (vgl. ebd.: 1).

Ethnografie ist ein vielfältiger Begriff, da sich darunter nicht nur viele verschiedene Methoden und Zugänge verbergen, sondern mit deren Hilfe auch zahlreiche soziale Felder beforscht werden können. Im Folgenden werden die für diese Forschung maßgeblichen Grundlagen der Ethnografie erörtert. Zunächst sei klargestellt: Auch wenn Ethnografien immer nur einen speziellen Fall zu einem speziellen historischen Zeitpunkt und Ort abbilden können, haben sie den Anspruch, verallgemeinerbare Aussagen zu generieren (vgl. ebd.: 23). Um diese Verallgemeinerung zu bewerkstelligen, sind sogenannte »dichte Beschreibungen« (vgl. Geertz 1983) notwendig. Sie verbinden die ethnografische Beobachtung mit theoretischen Überlegungen zur Strukturierung der sozialen Welt. Schließlich ist das ethnografische Arbeiten nicht nur eine beobachtende, sondern vor allem auch eine schreibende Tätigkeit.

Im Mittelpunkt der meisten sich als ethnografisch verstehenden Arbeiten steht die Methode der teilnehmenden Beobachtung. Im Gegensatz zu verdeckten und nichtteilnehmenden Formen der Beobachtung offenbaren sich die Forschenden hier als Forschende und tauchen in das Feld ein, um die Perspektive der Teilnehmenden zu erheben (vgl. Flick 2006: 206). Die alleinige Beobachtung reicht natürlich nicht aus, sondern die beobachteten Ereignisse müssen, um intersubjektiv nachvollziehbar zu sein, verschriftlicht werden (vgl. Thomas 2019: 53).

Das Medium der Schriftlichkeit ist bei Beobachtungsstudien von herausragender Bedeutung, denn auf möglichst nachvollziehbare Weise soll die soziale Welt zu Papier gebracht werden. Selbstredend sind die dadurch entstehenden Schriftstücke nie ein korrektes Abbild der Wirklichkeit, sondern subjektiv und selektiv. Die beobachteten Ereignisse werden durch eine bestimmte theoretische »Brille« aufgenommen und reflektiert. Lediglich die möglichst umfassende Reflexion und Transparenz der theoretischen Vorannahmen und des methodischen Vorgehens können die Nachvollziehbarkeit gewährleisten, ohne dass diese die theoretische Arbeit im eigentlichen Sinne ersetzen oder in den Hintergrund drängen sollten. Die Reflexionsarbeit sollte nicht in einer selbstzentrierten »Nabelschau« enden, denn die ana-

lytische Beschreibung und Theoretisierung des empirischen Feldes ist das eigentliche Ziel der Forschung.

Die erste Verschriftlichung von Beobachtungen erfolgt in Form von Feldnotizen, die möglichst zeitnah in Gedächtnisprotokolle übertragen werden sollten (vgl. Breidenstein et al. 2013: 86-89). Eine grundlegende Anleitung, wie diese Protokolle zu schreiben sind, gibt es nicht. Allgemein gilt, dass das Beobachtete in mehreren Überarbeitungsrounds möglichst genau und detailliert niedergeschrieben werden sollte. Breidenstein et al. (2013: 97) legen als Faustregel pro Stunde im Feld eine Stunde Schreibtischarbeit fest. Im Wesentlichen wird das Beobachtete zuerst aufgeschrieben und beschrieben (vgl. ebd.: 97-102) und anschließend expliziert (vgl. ebd.: 102-107). Die anschließend vorliegenden Protokolle werden im Folgenden weiterverarbeitet, das heißt interpretiert und analysiert (vgl. Thomas 2019: 97).

Der Terminus der dichten Beschreibung bildet in diesem Zusammenhang die zentrale Grundlage ethnografischer Forschung und wurde durch den Ethnologen Clifford Geertz (1983) geprägt. Dichte Beschreibungen bauen »auf der Zirkularität von Relationen zwischen Teil und Ganzem« (Marschall 2012: 180) auf und gehen so über den Detailreichtum einzelner Beobachtungen hinaus. Sie entstehen durch eine zirkuläre Bearbeitung von ethnografischen Texten, im engeren Sinne der Beobachtungsprotokolle. Dabei wechselt die schreibende Person zwischen verschiedenen Abstraktionsebenen, und zwar zwischen dem empirisch Vorfindbaren auf der einen Seite und dessen Theoretisierung und damit der Bezugnahme auf soziale Phänomene höherer Ordnung auf der anderen Seite.

Neben dem analytischen Wechsel zwischen »Teil und Ganzem« ist Stefan Thomas (2019: 23-24) zufolge der Wechsel zwischen der emischen und der etischen Perspektive unerlässlich: Erstens wird das Feld im Sinne einer emischen, also einer die Innensicht privilegierenden Perspektive gemäß seiner eigenen Deutungen beschrieben. Immanente Logiken und Rituale sowie die Deutungen der Akteurinnen und Akteure werden dabei in den Mittelpunkt gestellt. Zweitens wird diese Innensicht durch die etische wissenschaftliche Außenperspektive ergänzt. Durch das Heranziehen sozialwissenschaftlicher Theorien werden die rekonstruierten Innen-deutungen analysiert. Der Wechsel zwischen dem Feld privilegierender Innensicht und dem wissenschaftlicher Außensicht macht eine Beschreibung zu einer dichten Beschreibung.

Thomas (2019: 24) führt die prinzipielle Möglichkeit der Theoretisierung situierter Praktiken darauf zurück, dass in sozialen Praktiken stets ein »soziokultureller Bedeutungsüberschuss« (Thomas 2019: 24) vorhanden ist. Die soziale Welt zeichnet sich demnach dadurch aus, dass immer mehr vorhanden ist, als in einer konkreten Situation objektiv beobachtet werden kann – und dieses Mehr gilt es herauszuarbeiten. Der soziokulturelle Bedeutungsüberschuss erlaubt es den Akteurinnen und Akteuren im Feld, ein »Zucken von einem Zwinkern« (Thomas 2019:

24; vgl. auch Geertz 1983: 10-11) zu unterscheiden. Das heißt, dass sich durch die (vermeintlich) objektive Beobachtung und die ›bürokratische‹, das heißt die gründliche, aber oberflächliche Beschreibung einer empirischen Situation lediglich das reine Verhalten der Akteurinnen und Akteure abbilden lässt, in diesem Fall das Zucken des Auges, nicht jedoch die soziale und kulturelle Bedeutung dieses Verhaltens. Erst durch die Rekonstruktion des Bedeutungsüberschusses wird klar, dass das Zwinkern eine affizierende Geste darstellt, durch welche eine Person einer anderen nonverbal ihre Sympathie kundtut oder ein Zeichen gegenseitigen Verständnisses setzt.

Häufig wird Geertz' Konzept der dichten Beschreibung als Forderung nach einer möglichst detailreichen Beschreibung missinterpretiert. Ihm kommt es aber eigentlich auf die eben beschriebene systematische Verknüpfung der Beschreibungen mit dem kulturellen Kontext an. Thomas (2019: 99) bezeichnet die Ausführlichkeit von Beobachtungsprotokollen und Feldtagebüchern dagegen als reiche Beschreibungen. Der Unterschied zwischen dichter und reicher Beschreibung kann so festgehalten werden: Wenn es eine (reiche) Beschreibung, egal wie detailliert und ausführlich sie ist, nicht erlaubt, ein Zwinkern von einem Zucken zu unterscheiden, weil die Einordnung in kulturelle Kontexte fehlt, handelt es sich trotz ihres Detailreichtums um eine dünne Beschreibung (vgl. Geertz 1983: 11-12). Für eine dichte Beschreibung ist also immer der Einbezug des Kontextes, die Rekonstruktion des soziokulturellen Bedeutungsüberschusses und damit eine Einordnung, Relationierung und Relativierung konstitutiv.

Was bedeuten diese Überlegungen für den konkreten Forschungsprozess? Der Interpretationsprozess sollte in der ethnografischen Forschung aus zwei Schritten bestehen. Erstens wird gemäß der emischen Perspektive eine soziale Situation oder Praktik im Sinne der Bedeutungen des jeweiligen sozialen Feldes rekonstruiert. Durch die Interpretation zweiter Ordnung, die eigentliche Analyse, werden diese Bedeutungen theoretisiert, das heißt, sie werden innerhalb des jeweiligen theoretischen Vokabulars analysiert. Aus diesem Grund ging ich bei der dieser Studie zugrunde liegenden Interpretation und Analyse in zwei Schritten vor. Zunächst interpretierte ich die Bedeutung von Praktiken und Interaktionen in den beiden beobachteten Feldern, Werkstatt und Inklusionsbetrieb, im Rahmen der praktischen Logik des jeweiligen Feldes. Dazu wurden vor allem die Kommentare, Begründungen und Erklärungen der Praxisteilnehmenden rekonstruiert. Anschließend wurden diese Praktiken und Sinnzuschreibungen mithilfe des theoretischen Bezugsrahmens der Subjektivierungsanalyse entsprechend eingeordnet und systematisiert.

Ein methodologisch geleitetes Zugänglichmachen der Daten ist notwendig, um diese Interpretation zweiter Ordnung zu gewährleisten, also um die strukturierenden Elemente des jeweiligen Phänomens rekonstruieren zu können (vgl. Thomas 2019: 28-31). So wird von der Chronologie einzelner aufeinanderfolgender Situa-

tionen abstrahiert und die Rekonstruktion verallgemeinerbarer Erkenntnisse ist möglich. Es geht dabei nicht um eine statistische Verallgemeinerung, die Repräsentativität beansprucht. Stattdessen sollen die einzelnen beobachteten Situationen als exemplarisch behandelt werden. Das heißt, dass nicht die Häufigkeit einer Praktik ihren Gehalt ausmacht, sondern ihre Qualität im Sinne ihres typischen Gehalts.

Die Theoretisierung hat wiederum die Aufgabe, die Strukturen oder Spielregeln des jeweiligen Feldes herauszuarbeiten, wobei in der qualitativen Sozialforschung von einer schwachen Kausalität ausgegangen wird (vgl. ebd.: 29-31). Schwache Kausalität bedeutet, dass soziale Spielregeln das jeweilige Feld zwar strukturieren, es aber nicht determinieren; das heißt, von einer Kenntnis der Strukturen kann laut dieser Position nicht auf ein Verhalten oder Handeln der Akteurinnen und Akteure geschlossen werden.

4.3 Ethnografie und Differenz

Im Grunde genommen war die Ethnografie schon immer eine Auseinandersetzung mit dem Fremden, dem Anderen, aber auch dem Fremden im Eigenen und dem Eigenen im Fremden, kurzum: eine Auseinandersetzung mit Differenzen und Differenzierungen (vgl. Fritzsche/Tervooren 2012: 25, 27; Kuhn/Neumann 2015). Aus dieser »Neugier ethnografischer Forschung auf das Unbekannte« (Kuhn/Neumann 2015: 26) ergibt sich im Rahmen heutiger Forschungsdiskussionen schließlich die Forderung nach einer möglichst intensiven Teilnahme an den sozialen Praktiken (vgl. ebd.). Durch ihren Einsatz in der Alltagswelt und das vielfältige Repertoire an konkreten Methoden eignet sich ethnografische Forschung besonders, um die Produktion und Reproduktion sozialer Differenzen, »Unterschiede und Unterscheidungspraktiken« (Fritzsche/Tervooren 2012: 27) im Vollzug zu beobachten. Allerdings ist »die Figur der Differenz [...] niemals unproblematisch in Anspruch zu nehmen« (Göhlich/Reh/Tervooren 2013: 640), da mit ihr verschiedene Grundannahmen und Probleme zusammenhängen.

Im Gegensatz zur sogenannten lebensweltlichen Ethnografie⁴ versuchen ethnografische Forschungen in praxeologischer und poststrukturalistischer Tradition, die von Melanie Kuhn und Sascha Neumann (2015: 32) zusammenfassend als alltagssoziologischer Strang ethnografischer Forschung bezeichnet werden, weniger von einem »Verstehen der ›Anderen‹« (ebd.: 32) auszugehen, sondern vielmehr die Unterscheidung entlang der Beobachtungs- und der Teilnahmeposition zu rekontextualisieren (vgl. ebd.). Diese Art ethnografischer Forschung geht umgekehrt

4 Für eine Kritik an den mitunter reifizierenden Tendenzen der lebensweltlichen Ethnografie vor allem in der ethnografischen Migrationsforschung vgl. Kuhn/Neumann 2015: 31-32.